

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Bernhard, Thomas / Hamm, Peter
"Sind Sie gern böse?"

Ein Nachtgespräch zwischen Thomas Bernhard und Peter Hamm

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42188-8

SV

Thomas Bernhard
Peter Hamm

»Sind Sie gern böse?«

Ein Nachtgespräch zwischen
Thomas Bernhard und Peter Hamm
im Hause Bernhard in Ohlsdorf 1977

Suhrkamp

© Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf
in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere
Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Erste Auflage 2011

ISBN 978-3-518-42188-8

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

»Sind sie gern böse?«

VORBEMERKUNG

Es war im Jahr 1957, als mich in der Tübinger Buchhandlung Gastl, die auch Siegfried Unseld nicht nur als Student gern frequentierte, der monumentale Titel eines Gedichtbands ansprang, der *Auf der Erde und in der Hölle* lautete und blutrot auf einem Umschlag aus abwaschbarem tiefstschwarzem Kunststoff prangte. Blutrot stand da auch der Name des Dichters: Thomas Bernhard. Fast übertrieben genau bezeichneten die Gedichte des jungen Thomas Bernhard das Lebensgefühl des Zwanzigjährigen, der ich damals war, und das mußte der Welt verkündet werden. Ausgerechnet in der vorsichtig kommunistischen Zeitschrift *Geist und Tat* räumte mir eine barmherzige Redakteurin Platz für eine Rezension ein, die dann freilich mit einer Buchkritik im üblichen Sinn wenig zu tun hatte, sondern zur Dithyrambe geriet. »Seit Trakl hat Österreich, von Christine Lavant abgesehen, keinen so originalen Lyriker mehr erlebt wie Bernhard. Jeder neue Satz von ihm hat die Macht, einen buchstäblich umzuwerfen, so elementar und stets neu tritt er vor einen hin. Hier hat die Dichtung wieder einen wie Rimbaud vergewaltigt, hat einen vom Leben Besessenen gezwungen, um ihretwillen dem Leben zu entsagen.« Und so weiter und so weiter im überspanntesten Ton, der sich denken läßt, der aber nichts als ein Echo auf Thomas Bernhards lyrische Überspanntheiten war, auf die finster funkelnde Feierlichkeit, mit der dieser junge österreichische Dichter sein Unglück zelebrierte. Es versetzte meiner Bernhard-Begeisterung auch keinen Dämpfer, als Ingeborg Bachmann, der ich den Band *Auf der Erde und in der Hölle* geschickt hatte, um sie mit meiner Begeisterung anzustecken, kühl und klug zurückschrieb: »Er – Bernhard – ist schon da, – ganz in dem Trieb, die Gedichte zu schreiben, und noch nicht in den Gedichten selber.«

Thomas Bernhard, den ich kurz darauf in München kennen-

lernte, wahrscheinlich durch den gemeinsamen Freund Christoph Schwerin (der damals für S. Fischer einen neuen Gedichtband Bernhards betreute), verriet mir nicht nur, daß meine Rezension die erste in Deutschland überhaupt gewesen sei, er lud mich auch zu sich nach Ohlsdorf ein, wo ich dann von Zeit zu Zeit jene typischen Bernhard-Tage und -Abende erleben durfte, äußerlich äußerst vergnüglich bis zum Allotria, doch immer wieder mit Einbrüchen tiefer Resignation, die sich als Galgenhumor gab. Es war im Winter 1976/77, Bernhard war inzwischen bereits weit über den deutschen Sprachraum hinaus eine Berühmtheit, als im Suhrkamp Verlag ein Band mit Aufsätzen zu seinem Werk geplant wurde, als dessen Herausgeber der Dichter mich empfohlen hatte. Um den Band nicht zu einem Gelehrtengrab mit Sekundärliteratur werden zu lassen, schlug ich Thomas Bernhard als Einleitung ein Gespräch mit ihm vor, dem er zu meiner leisen Verwunderung zustimmte. Am vereinbarten Tag unseres Gesprächs, in meiner Erinnerung war es ein eisiger Wintertag, fuhr uns Bernhard – ich hatte weibliche Verstärkung dabei – erst einmal, rasant wie wohl kein anderer Automobilist unter den Literaten, zum Essen in ein abweisendes Gasthaus am hintersten Ende des Traunsees, das aus einer seiner frühen finsternen Erzählungen zu stammen schien. Wir waren, als könnte es nicht anders sein, die einzigen Gäste, denen man entsprechend unwirsch irgendwelche Reste auftischte, so daß wir uns vornehmlich an den Wein hielten. Also bedrückt-beschwingt kehrten wir am späten Abend und wieder in scharfem Tempo nach Ohlsdorf zurück, um weiterzutrinken und auch weiterzuplaudern oder vielmehr zu blödeln, das geplante Gespräch für das Suhrkamp-Buch schien jedenfalls längst vergessen. Es war dann schon gegen Mitternacht, als die Stimme der Freundin leise den Anlaß unseres Besuchs anmahnte und auf das mitgeführte Tonbandgerät wies, worauf Bernhard und ich doch noch das Frage- und Antwortspiel

begannen (zu dem man sich beim Lesen die Vorgeschichte dieses Abends dazudenken sollte). Ich mußte mich als Fragender gegenüber Bernhard nicht naiv stellen, ich war es, schon weil ich noch immer infiziert war von den Illusionen meiner Generation der »Achtundsechziger«, die zwar gesellschaftlich einiges Notwendige bewirkt hatten, aber in ästhetischen Fragen im allgemeinen eher als Barbaren agierten. Vor Thomas Bernhard fand ich allerdings Absolution, weil ich in *konkret*, einem Sprachrohr der außerparlamentarischen Opposition, ein glühendes Bekenntnis zu seinem dort gerade noch heftig angegriffenen Roman *Verstörung* abgelegt hatte.

In unserem Nachtgespräch wird, wer Thomas Bernhards Diktion im Ohr hat, diese auch noch dort erkennen, wo er nur noch andeutet oder nach Halbsätzen abbricht, und er wird zumindest errahnen können, was Bernhard im Innersten bewegte, selbst wenn er manchmal wie eine seiner bramarbasierenden Bühnenfiguren spricht. Oft war es sicher reiner Widerspruchsg Geist, der ihn antrieb, und mir kam, wenn er sich etwa so hartnäckig gegen das Mitleid aussprach, Nietzsche in den Sinn, der zwar auch das Mitleid verdammt, aber dann in Turin den geschundenen Droschkengaul umarmte. Und wie Nietzsche ungeniert etwa vom »Gorgon-Zola« als »geistigem Nachtschisch« sprechen konnte, schätzte Thomas Bernhard den Kalauer und das überraschende und überumpelnde Wortspiel über alles. Sein Zynismus oder was bei ihm wie Zynismus wirkte, war die Reaktion eines zutiefst verletzten Kindes, dem auf seinem Weg zum Schriftsteller wenig erspart blieb an Schicksalsschlägen. »Dichter wird man als Kind«, schrieb Marina Zwetajewa.

Nachdem unser Nachtgespräch zu Ende gegangen war, betätigte sich Thomas Bernhard als geschickter Schneeschaufler, der uns den Weg frei machte, damit wir, es war fast gegen Morgen, noch von Ohlsdorf nach München fahren konnten. Schon

bald schickte ich die Tonbänder mit unserem Gespräch an den Suhrkamp Verlag, um sie dort abschreiben zu lassen, und als ich nach relativ langer Zeit die Abschrift erhielt, sandte ich sie korrekterweise zur Korrektur an Thomas Bernhard. Von ihm traf kurz danach ein am 24. Juli 1977 in Ohlsdorf verfaßter Brief bei mir ein, der auf dem Briefpapier jenes herrlichen Hotels *Palácio de Seteais* in Sintra/Portugal geschrieben war, das ich 1975 Bernhard einmal begeistert empfohlen hatte. Bernhard schrieb: »Lieber Peter H., Sie bekommen sicher Sehnsucht nach Sintra mit diesem Papier! – Kurz: der ganze (fürchterlich abgetippte!) Text unseres einmaligen (ehemaligen?) Experiments ist vollkommen unbrauchbar und es darf daraus keine Zeile verwendet werden. Mir ist auch beinahe schlecht bei dem Gedanken an ein Buch über meine Arbeit; es kommt nur eine Scheußlichkeit mehr heraus ... Ich lese seit Jahren nur Gefasel, das zum Kotzen ist und ich kann mich gegen diese Märchen (?) zum Erbrechen nicht wehren. Bitte überlegen Sie sich das Ganze noch einmal gründlich ... Ich bin in guter Form und Sie sollten wieder einmal hier – spontan! – auftauchen – vielleicht zu zweit ... Ich verabschiede mich von meinem 1. Kritiker (1957), der so jung gewesen war und den ich für so alt gehalten habe. Ihr Thomas Bernhard.« Als schon nicht mehr ganz so junger Trottel, der ich damals war, reagierte ich beleidigt, beantwortete Bernhards Brief nie und verzichtete auch auf die Herausgabe des mit dem Suhrkamp Verlag fest vereinbarten Buches über Thomas Bernhard. Erst später, nachdem ich alle beim Residenz-Verlag erschienenen autobiographischen Bücher Bernhards (*Die Ursache, Der Keller, Der Atem, Die Kälte, Ein Kind*) gelesen hatte, begriff ich, warum er sich so resolut gegen eine Veröffentlichung des vorliegenden und auch weitgehend autobiographischen Gesprächs gewehrt hatte: Was er zu seiner Kindheit, Jugend und Dichterwerdung zu sagen gewillt war, sollte nicht in der Form einer allzu

lockeren nächtlichen Plauderei, sondern als gefaßter literarischer Text überliefert werden.

Als mir nun im letzten Winter 2009/10 nach fast vierzig Jahren die Abschrift unseres Nachtgesprächs zufällig wieder unter die Augen kam, hatte dieses zwar wohl nicht an Bedeutung gewonnen, doch ich glaubte darin doch so manche Nuance und so manches Detail zu finden, die dem Bernhard-Bewunderer bisher vielleicht entgangen sein mögen. Und als auch Ulla Unseld-Berkéwicz und Raimund Fellingner, denen ich die Abschrift dieses Gesprächs zu lesen gab, der Überzeugung waren, man sollte dieses Gespräch den Bernhard-Lesern doch nicht vorenthalten (und von Thomas Bernhards Bruder Peter Fabjan die Genehmigung zum Abdruck erteilt wurde), stimmte auch ich, wenngleich immer noch mit etwas mulmigen Gefühlen, der Veröffentlichung zu.

Dezember 2010

Peter Hamm

Ein Nachtgespräch zwischen Thomas Bernhard und Peter Hamm
im Hause Bernhard in Ohlsdorf 1977

- P. H. Für einen Schriftsteller haben Sie sehr wenig Bücher im Haus. Wie kommt das?
- TH. B. Weil mich Bücher erdrücken. Mir reicht schon ein Buch. Das ist wie ein Mann, der in einer Molkerei arbeitet, wahrscheinlich keine Butter im Haus haben kann, nicht? Wenn er jetzt hundert oder tausend Butterpakete im Haus hätte, würde er wahnsinnig werden.
- P. H. Schreiben Sie hier im Haus?
- TH. B. Ich schreibe hier im Haus. Fast immer.
- P. H. Warum wohnen Sie auf dem Land? In einem Bauernhof?
- TH. B. Ich hab London sehr gern. Das ist für mich ideal. Und da mir London nicht möglich ist, lebe ich hier. Das ist ungefähr derselbe Effekt, nicht? Wald und alles Land ist fast wie eine Riesenstadt. Unangenehm wäre eine Kleinstadt oder ein Marktflecken oder Konzentrationen von Hunderten oder Tausenden. Und Millionen gibt's bei uns ja nicht. Darum lebe ich da.
- P. H. Sie haben bäuerliche Vorfahren.
- TH. B. Ich habe alle Vorfahren, die es je gegeben hat, wie jeder Mensch im Grunde. Also ist es falsch zu sagen, daß man bäuerliche oder andere Vorfahren hat, denn alle sind letzten Endes mit allen verwandt, nicht, wenn man die Natur begreifen würde, den Willen hätte dazu.
- P. H. Wie würden Sie sich selber sozial einordnen?
- TH. B. Ja, also ich stamme wahrscheinlich von Kleinbürgern ab. Im letzten Jahrhundert vielleicht, oder in den letzten fünfzig oder achtzig Jahren. Viel weiter denkt man da ja nicht zurück. Ganz früher waren's natürlich auch bäuerliche Menschen oder Bauern, nicht?

- P. H. Sie haben ein bekannt gespanntes Verhältnis zu Österreich. Warum leben Sie dennoch in Österreich?
- TH. B. Weil ich gern dort lebe, wo ich die größten Widerstände habe. Und wenn ich hier weggehe, habe ich die nicht und drum bin ich da. Und solange man mich nicht hinausschmeißt, was wahrscheinlich ja nicht möglich ist, bleibe ich also da.
- P. H. Gibt es den Begriff Heimat für Sie?
- TH. B. Ich kann damit eigentlich nichts anfangen. Ich kann mir zwar vorstellen, wo meine Vorfahren gelebt haben. Aber dort bin ich ja nicht. Bin ja eher als Außenseiter dahergekommen, nicht?
- P. H. Wo sind Sie aufgewachsen?
- TH. B. Ich bin geboren in Holland. Und meine ersten Jahre verbrachte ich auf einem Schiff, das heißt eigentlich auf dem Meer, in Rotterdam, wo ich vor ein paar Wochen wieder war. Dann bin ich im Waschkorb nach Wien gekommen mit meiner Mutter. Großgeworden bin ich in Wien. Typisches Großstadtkind am Anfang. Und dann hab ich als Kind die Flucht meiner Großeltern von einer Armut und von einem billigen Wohnhaus oder einer billigen Wohnmöglichkeit zur anderen mitgemacht. Dadurch bin ich immer woanders in die Schule gegangen und hab in Erinnerung immer die Furchterscheinungen der Erwachsenen vor Zinszahlungen, die man nicht zahlen kann, und da zieht man halt vorher aus, bevor man bezahlt und solche Sachen. Dadurch war alles sehr wendig und ich bin immer wieder herumgekommen als Kind.
- P. H. Die Figur des Großvaters spielt ja bei Ihnen eine ...
- TH. B. ... meine große Rolle, weil ich bei den Großeltern, das heißt eben eher beim Großvater aufgewachsen bin.
- P. H. Und was war der?

TH.B. Der war, ja was war er eigentlich? Der hat Technik studiert, Maschinenbau, und ist aus der Schule hinausgeschmissen worden, weil er eines Tages eine Pfauenfeder am Hut gehabt hat. Der Direktor hat gesagt, wenn du morgen wieder mit der Pfauenfeder in die Schule kommst, fliegst hinaus. Und natürlich, was macht der junge Mensch, er kommt natürlich wieder mit einer Pfauenfeder. Und da ist er hinausgeflogen. Und damit hat sein Wanderleben angefangen und seine Aversion gegen alles, was Eltern und Schule und Festigkeit ist. Und das habe ich von meinem Großvater geerbt: wenig Bodenberührung, weg vom Boden. Zwei Jahrzehnte bin ich eigentlich immer herumgezogen. Habe es nie länger als vierzehn Tage irgendwo ausgehalten.

P.H. Hat Sie schon als Kind das Anarchische des Großvaters angezogen?

TH.B. Wahrscheinlich hat mich das angezogen. In mir ist das ja auch bis jetzt sehr stark, nicht, mich in Widerspruch zu setzen mit allem ...

P.H. Wenn das von Anfang an in Ihnen so stark war, wie haben sie es dann zum Beispiel im Internat in Salzburg ausgehalten?

TH.B. Ja, das muß man halt aushalten. Man kann ja nicht weggehen, was soll man machen? Man kann mit zehn Jahren nicht einfach weglaufen, weil man wahrscheinlich am vierten oder fünften Tag vor Hunger irgendwo zusammenbricht. Dann wird irgendein Polizist oder ein ordnungsliebender Mensch auftauchen und man wird wieder in eine ähnliche Anstalt hineingesteckt.

P.H. Das haben Sie sich klargemacht, damals?

TH.B. Ja, sicher. Es denkt ja niemand so klar als ein junger Mensch zwischen sieben und vierzehn Jahren.

- P. H. Was waren Ihre Haupterfahrungen damals im Internat?
- TH. B. Das Zerschlagen der Persönlichkeit wahrscheinlich. Als Zielsetzung der Obrigkeit.
- P. H. Und wie haben Sie sich dem widersetzt? Obwohl Sie geblieben sind?
- TH. B. Das Widersetzen habe ich nie aufgegeben. Ich hab immer das gemacht, was andere mir ausgedeutet haben, nicht? Aber als junger Mensch ist man eigentlich eine Art Sträfling. Und eingesperrt in einer Strafanstalt kann man sich zwar auch widersetzen und gegen das alles sein, aber man kann nicht weggehen. Und wenn man weggeht, wird man aller Voraussicht nach innerhalb acht Tagen wieder eingesperrt.
- P. H. Was haben Sie sich vorgestellt, was nach dem Internat kommt, was haben Sie für Hoffnungen gehabt damals?
- TH. B. Gar nix. Ich hab mir nix vorgestellt. Ich hab mir immer vorgestellt, ich möchte im Grund morgens nimmer aufwachen. Und das war eigentlich schon genug. Und es war übel genug, daß ich immer wieder da war.
- P. H. Es gab gar keine positiven Erfahrungen im Internat?
- TH. B. Na ja, irgendwelche hat man schon. Das Bettuch taugt, oder so was, nicht? Das sind ja ganz simple Erfahrungen, die man dann aber doch mag. Oder eine Katze im Hinterhof, die man streichelt, nicht? Weil man selbst nicht gestreichelt wird, vielleicht so etwas. Oder das Bewußtsein, daß da irgendwo ein Mensch ist, ob das ein Großvater ist oder irgend jemand, der einen halt wahrscheinlich gern mag, ich will nicht sagen liebt, weil man ja diesen Begriff von Lieben und Liebe gar nicht haben kann in dem Alter.
- P. H. Aber den Mangel, den empfindet man ja stark?
- TH. B. Man empfindet ihn, aber man kann ihn nicht erklären.

Man sieht zwar klarer, aber man hat keine Ahnung von Begriffen als Kind.

P. H. Wenn man »Die Ursache« liest, in der Sie Ihre Internatszeit in Salzburg beschreiben, dann spielt dort Ihr Geigenspiel eine große Rolle. Ist das so eine Art Gegenwelt gewesen? Zum ersten Mal auch die Berührung mit der Welt der Kunst?

TH. B. Ja, es war eine Zuflucht. Ich glaube, meine Mutter war sehr musikalisch, hat sehr gut gesungen und musiziert. Aber ich hab im Grund alles gehaßt, was Disziplinierung und Ordnung war, und dadurch hab ich natürlich auch das Geigenspiel gehaßt, weil natürlich jedes Musikstudium oder das eines Instruments zuerst einmal mit Disziplin anfängt. Doch das ist ja genau das gewesen, was ich gehaßt hab, nicht? Aber ich hab irgendwann dann das sogar gern gemacht, weil es ein Gegensatz war zu der amüsischen Ordnung, also zu den kommandierenden Offiziersstiefeln. Da war mir das Marschieren der Noten und Töne doch lieber als das der Stiefel, nicht?

P. H. Haben Sie nach der Internatszeit dann Musik studiert?

TH. B. Nein, studieren war net möglich. Ich habe zwar Geige gelernt, man fängt ja ein Instrument erst einmal zu lernen an und studieren sagt man erst, wenn man auf eine Hochschule geht. Ich bin dann aber in diese Kaufmannslehre gegangen und habe nicht mehr Geige gespielt, weil die Geige ja auch kaputt war, weg, hin, nicht? Aber die Musik in mir nicht. Das eine Instrument war weg, aber dann bin ich auf die Stimmbänder gekommen, nicht? Wie, weiß ich nimmer genau.

P. H. Neben dieser Kaufmannslehre wollten Sie sich zum Sänger ausbilden?

TH. B. Wer will eigentlich schon ein Kaufmannsgehilfe werden,

nicht? Ich wollte nur von zuhause weg. Das war eine Möglichkeit. Und mir war der Umgang mit Mehlsäcken und Maissäcken und mit Proletarierweibern, die völlig versoffen sind und zehn Kinder haben, und mit aus der Anstalt entlassenen Mördern in diesem Viertel, das war mir lieber als der Umgang mit meinen letzten Endes doch stumpfsinnigen nächsten Verwandten, die in mir nichts verstanden haben oder auch nicht verstehen konnten. Man kann ihnen ja keinen Vorwurf machen ... Also ich hab lieber Säcke geschleppt. Nur war mir auch ganz klar, daß das nicht mein Leben sein kann, Mehlsäcke schleppen und wenn, dann eine schaurige Zukunft für jemanden, der gerade irgendwie das Denken anfängt, nicht? Da war das Singen oder überhaupt die Musik dann auch wieder eine Ausflucht von dort, es war eine Flucht in eine Möglichkeit, doch wenn die Möglichkeit da war, begann wieder die Flucht aus dieser Möglichkeit in eine andere, nicht? Und es hat sich ja bis heut nicht viel geändert, nicht? Damals bin ich einfach zu diesen Mehlsäcken gegangen und jetzt bin ich halt zu Romanen und Theaterstücken gegangen. Aber wahrscheinlich ist auch das wieder ein Mehlsackschluß, nicht?

P. H. Warum nicht die Flucht in die Musik, warum wurden Sie nicht Musiker? Warum wurden Sie nicht Sänger?

TH. B. Wenn man kein Geld hatte, hat's damals keine Stipendien gegeben. Ich kam ja nicht von den Mehlsäcken weg, weil ich von was leben hab müssen. Bin ja von zuhause weggegangen praktisch mit fünfzehn Jahren. Da muß man irgendwohin gehen und irgendwas arbeiten, und mein Vormund hat gesagt, was aus dir wird, ist mir völlig wurscht, und wenn Du Maurer wirst. Das mußte mir dann auch wurscht sein, weil wurscht muß einem im-

mer das sein, wo man keine andere Möglichkeit mehr hat als wurscht, nicht? Es bleibt halt dann nur die Wurscht und das war der Kaufmannsladen. Es war nicht das Schlechteste.

P. H. Aber nach dem Kaufmannsladen kam dann doch noch das Studium?

TH. B. Nein, nach dem Kaufmannsladen, d. h., im Kaufmannsladen kam dann aus heiterm Himmel eine Krankheit, d. h. eine harmlose Verkühlung beim Abladen von Erdäpfeln von einem Lastwagen bei Schneetreiben. Und das hab ich allein gemacht, mein Gott das waren ein paar Tonnen. Und am Abend kam dann ein Schüttelfrost und dann eine ... Nein, zuhaus liegen wollte ich nicht und dann hab ich mir das Fieber heruntergedrückt, kann mich genau erinnern, und hab gesagt, nun, bin eh schon wieder gesund, nicht, und hab das auch übertaucht, nicht? Und drei Monate drauf war dann natürlich eine Rippenfellentzündung da und statt der Mehlsäcke wandernde Krankenhausbetten, nicht? Das war noch lang keine Tuberkulose, das war eine nasse Rippenfellentzündung, wie man sagt, es herrschte gerade Grippeepidemie. Mein Gott, ich lag in einem Zimmer mit fünfundzwanzig Betten und lauter alten Leuten drin, die ununterbrochen gestorben sind, nicht, und ich war sogar froh, daß ich da drinnen war. Gleichzeitig war mein Großvater damals in demselben Spital, und da haben's net gewußt, stirbt der oder sterb ich, und da hab ich dann die letzte Ölung gekriegt und er nicht, weil's gedacht ham, ich sterb. Aber gestorben ist dann er. War wahrscheinlich nicht sehr angenehm für meine Mutter. Nur hat sich der Großvater, wie ich dann erfahren hab, die letzte Ölung nicht geben lassen, sondern wie der Pfarrer hinein ist ins Zim-

mer, eine Stunde vor seinem Tod, hat er gesagt ›Hinaus! Das war sein letztes Wort, Hinaus, das war sehr schön. Es ist nicht zur letzten Ölung gekommen. Es war ein Pfarrer, der hat wie ein Vertreter so einen kleinen Koffer gehabt, auf der Seite waren zwei Knöpfe, da hat er draufgedrückt, und er ist aufgesprungen, der Koffer. Dann waren zwei Kerzen da, die hat die Schwester, die pflichteifrige, angezündet, und dann hat er so gefragt, nun, wenn wir denn heute, nicht? Und dann hat sie zu den Betten gedeutet und die hat dann die letzte Ölung kriegt. So hat sich das abgespielt. Es ist ja ganz normal, daß Leute sterben, hab ich mir gedacht, es ist nichts zum Fürchten ... [Es folgen einige unverständliche Worte.]

P. H. Wie lang waren Sie im Spital?

TH. B. Ich glaub, zwei Monate war ich da drin. Und am Ende war dann natürlich irgendsoein Schatten auf der Lunge, nicht, und vom Schatten geht's dann zum Infiltrat und vom Infiltrat zum Loch und vom Loch zum Tod oder das Loch wächst zu, je nachdem.

P. H. Sie kamen ins Sanatorium?

TH. B. Ich bin zuerst in das Sanatorium gekommen, bin dann aus dem Sanatorium als gesund entlassen worden. Wenn man da herauskommt, muß man aber in der Stadt zu einem Arzt zur Untersuchung, und der hat dann festgestellt, ich hab eigentlich ein Loch und bin positiv statt gesund. Das ist das Schicksal der Ärzte, daß sie sich eigentlich immer irren oder fast immer. Das tragische Schicksal aller Mediziner, nicht, nur wenn sie Glück haben, haben sie recht. Aber das tritt selten ein.

P. H. Wurde die Krankheit bei Ihnen auch zu einem Schreibimpuls?

TH. B. Wahrscheinlich, es war wahrscheinlich überhaupt die Mög-